



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

Hobbit 
Presse

Klett-Cotta

PETER S. BEAGLE

IN
KALABRIEN

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Oliver Plaschka

KLETT-COTTA

Hobbit Presse

www.hobbitpresse.de

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel »In Calabria«
im Verlag Tachyon Publications LLC, San Francisco

© 2017 by Peter S. Beagle

Für die deutsche Ausgabe

© 2018 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlaggestaltung und Illustration: Birgit Gitschier, Augsburg

unter Verwendung von Bildern von Shutterstock.com

Einhorn-Grafik im Text: © CanStockPhoto/Krisdog

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-96217-8

*Für Ayesha L. Collins,
tapfer und schön,
jederzeit,
selbst traurig und matt*

Das Problem mit deinem Hof«, sagte Romano Muscari, »ist nur, dass er zu hoch für die amerikanischen Sonnenanbeter und zu tief für die deutschen Skifahrer liegt. Lage ist alles.«

»Das Problem mit meinem Hof«, knurrte Claudio Bianchi durch seinen schweren, gerade noch schwarzen Schnurrbart, »ist, dass der *postino* trotz der Lage zweimal die Woche den Weg hierher findet. Bei jedem Wetter, ob es Post gibt oder nicht.«

Romano grinste. »Ab nächstem Monat sogar dreimal die Woche. Neue Regierung.« Er war kaum halb so alt wie Bianchi, aber lange genug dessen Freund, um an den Worten des Kalabriers keinen Anstoß zu nehmen. Romano war in den Abruzzen geboren, und wenn er schlechter Laune war, wies Bianchi ihn gerne darauf hin, dass sein Name perfekt zu ihm passte, weil er nämlich wie ein Römer sprach. Das war nicht als Kompliment gemeint. Er lehnte sich an den kleinen blauen Lieferwagen, der ihm als Posttransporter diente, und fuhr fort: »Nein, das ist mein Ernst. Wohin du auch siehst – runter

Richtung Scilla, Tropea oder hoch zum Monte Sant'Elia, deine Lage zieht einfach keine Touristen an. Es schmerzt mich, das zu sagen, aber es ist unwahrscheinlich, dass es dir je gelingen wird, diesen Hof in eine beliebte Touristenattraktion zu verwandeln. Keine Bikinis, keine Skilifts und hübsche Schneekleidung. Es ist wirklich ein Jammer.«

»Es ist ein Segen. Was will ich mit Touristen, wenn schon du mich mit nutzloser Werbung belästigst und Domenico unten im *villaggio* mir altersschwache Hühner verkauft und dieser Dieb Falcone mich um mein Geld betrügt, wo ich in Reggio doch das Doppelte für mein Obst und Gemüse bekäme ...«

»Wenn dein alter Laster wenigstens den halben Weg nach Reggio schaffen würde, meinst du ...«

»Es ist ein guter Laster – Studebaker, aus Amerika, ein Klassiker. Man müsste lediglich mal sein Getriebe erneuern lassen, aber bestimmt nicht von Giorgio Malatesta, weil der nämlich Billigteile aus Albanien benutzt. In der Zwischenzeit ertrage ich, was ich ertragen muss. Und *wen* ich ertragen muss.« Er richtete den mürrischen Blick flüchtig auf den Postboten. »Hast du wirklich nichts Besseres zu tun? Ganz im Ernst? An einem schönen Tag wie heute?«

»Nun ja ...« Romano dehnte die Worte nachdenklich. »Tatsächlich habe ich Giovanna versprochen, dass ich ihr eine Fahrstunde gebe. Sie lernt

meine Route, weißt du, für Notfälle. Wenn ich zum Beispiel auch mal schlafen muss.«

»Deine Schwester? Deine Schwester ist nicht alt genug zum Fahren!«

Langsam und bedauernd schüttelte Romano den Kopf. »Nichts ist trauriger, als dem Niedergang eines einst großen Geistes zuzusehen. Du kannst dich nicht mal mehr erinnern, dass Giovanna nächsten Monat dreiundzwanzig wird.« Er verdrehte vorwurfsvoll die Augen zum Himmel. »Sie kann nicht ewig bei mir wohnen. Die Leute reden sonst noch. Sobald sie ihren Abschluss hat, wird sie wahrscheinlich mit ihrer Freundin Silvana zusammenziehen, bis sie Arbeit und eine eigene Wohnung findet. So wie du zweifellos mal ein ruhiges Zimmer brauchst, wo du ungestört den ganzen Tag deine Gedichte schreiben kannst. Und man dir zu regelmäßigen Zeiten Essen und Beruhigungsmittel bringt.« Er streichelte die ergraute Schnauze von Garibaldi, Bianchis theoretischem Wachhund, behielt den kleinen, breitbrüstigen Bauern aber mit halbem Auge im Blick. »Du hast in letzter Zeit nicht zufällig ein paar schöne Gedichte geschrieben?«

»Ich schreibe keine Gedichte. Wie du sehr gut weißt. Manchmal – *manchmal* – lese ich meinen Kühen welche vor, denn es scheint ihnen zu gefallen. Das sind aber nicht *meine* Gedichte, niemals meine. Ich lese ihnen Leopardi vor, oder Pavese,

Pozzi, Montale – Dichter von Format, von Menschlichkeit, Dichter, die meinen Kühen vielleicht einen Eindruck davon vermitteln, was es heißt, ein Mann oder eine Frau zu sein.« Er räusperte sich und spuckte zielsicher in ein Büschel Unkraut, wodurch er die schwanzlose, dreibeinige Katze Sophia aufschreckte, die gerade einem Spatz nachstellte. »Und wenn ich tatsächlich einmal selbst Gedichte schriebe, würde es mir nie einfallen, sie meinen Kühen vorzulesen. Mittlerweile haben sie ein feines literarisches Gespür. Ich würde mich bloß blamieren.«

»Deine Bescheidenheit ist bewundernswert. Wirklich bewundernswert.« Romano schnalzte anerkennend mit der Zunge. »Also, ich muss mich jetzt von deinem friedlichen Reich losreißen, sonst komme ich mit meiner Werbung nicht durch, und die arme Giovanna wartet vergebens auf ihre Stunde.« Er tätschelte den linken Kotflügel des blauen Lieferwagens, so wie immer, ehe er einstieg; wenn Claudio ihn dafür als abergläubisch verspottete, erklärte Romano stets feierlich, dass er sich lediglich versichern wollte, dass der Kotflügel nicht abfiel. Er ließ den Motor an, lehnte sich noch einmal heraus und sagte über das rauhe Stottern: »Du wirst das Mädchen noch erleben, wie es diese Kiste eines Tages den Berg hoch zu deiner Haustür fährt, genau wie ich. Sie lernt sehr schnell.«

Bianchi schnaubte wie eine Schrotflinte. »Sie ist

zu jung. Sie wird immer zu jung sein. Du bist zu jung.« Er trat einen Schritt zurück und hob die Hand in einer Geste, die möglicherweise ein Abschiedsgruß war, genauso gut aber auch einer lästigen Stechmücke gelten konnte.

Romano und seine Schwester waren gerade erst eingeschult worden, als Bianchi den weitläufigen Hof westlich Sidernos und nördlich Reggios geerbt hatte, von einem Vetter zweiten Grades väterlicherseits, den er nie persönlich getroffen hatte. Generell mochten die Bianchis Südkalabriens einander nicht sonderlich, aber Außenseiter mochten sie noch weniger, und es stand außer Frage, den Hof zu verkaufen, solange noch ein Splitter des Stammbaums blieb, ihn zu übernehmen. In der Gegend kannte man den Hof noch immer als den »Griechenhof«, weil ein Verwandter aus der Bovesia vor ein paar Generationen angeblich noch ein paar Brocken Griko, die alte Sprache der Region, gesprochen hatte. Claudio Bianchi hatte seine Zweifel daran, wie an den meisten Dingen.

Er war siebenundvierzig Jahre alt: klein, stämmig und breitschultrig wie die meisten in seiner Familie und die meisten Männer, die er im Laufe seines Lebens gekannt hatte. In sein schwarzes Haar mischte sich immer mehr Grau, doch war es noch so dicht wie eh und je, und seine Haut hatte die Farbe der Erde, die er jeden Tag in der Sonne des Mezzogior-

nos bearbeitete. Die Falten um seine Augen waren so streng wie das Land und vermutlich weit eher von Erschöpfung, Wut und knochenhartem Argwohn als von Freude gegraben; doch die großen Augen selbst waren von einem tiefen Braun, und ihre wache Wärme hätte keinen Platz im grobknochigen Gesicht eines kalabrischen Bauern haben sollen, der sich keine Illusionen darüber machte, dass Gott und seine Engel sich je so weit in den Süden verirrtten. Bianchis Augen hatten ihn schon mehr als einmal in Verlegenheit gebracht.

Der Nachmittag war sonnig, aber kühl, unüblich für die Region, selbst im November. Bianchi hatte bereits bemerkt, dass den Tieren, die er täglich sah, ein dichter Pelz als üblich wuchs: von seinen drei Katzen und dem alten Ziegenbock Cherubino bis zu den Wieseln, Füchsen, Hasen und Raupen auf seinem Land. Auch den Kuhstall hatte er begonnen nachts zu beheizen, mindestens einen Monat zu früh, außerdem musste er die Hähne und Schläuche im Freien gegen die Kälte schützen – selbst den Motor seines Studebaker. Er beschwerte sich bei Romano, Domenico oder Michaelis, dem Gastwirt des Ortes – der wirklich ein Grieche war –, dass man ja ebenso gut in England oder Dänemark leben könnte. Oder in Südtirol, was das anging. Bianchi hielt gemeinhin nicht viel vom Italien nördlich von Mailand.

In Wahrheit jedoch genoss er diesen merkwür-

digen Kälteeinbruch oder Klimawandel oder was immer es war sogar. Er schadete weder seinem Weiß- und Grünkohl noch seinen Zwiebeln und Winterzwiebeln oder den Auberginen und Kartoffeln, die er längst geerntet und diesem Dieb Falcone verkauft hatte; und solange es nicht übermäßig regnete, auch nicht dem verkümmerten Weinberg, den er aus reiner Sturheit behielt, wo er sonst doch so vieles zerfallen und verwehen ließ. Seinen schlummernden Apfelbäumen war das Wetter sogar zuträglich und würde ihnen im Frühjahr eine frische Säure bescheren. Obgleich seine drei Kühe Giannetta, Martina und Lucia seit über einem Jahr nicht gedeckt worden waren – und so jungfräulich wie Giovanna Muscari sterben mochten, solange Cianelli, dieser schamlose Pirat, derart haarsträubende Gebühren für den Einsatz seines angeblichen Holstein-Bullen verlangte –, floss ihre Milch doch nach wie vor und hielt die Katzen und die Rosmini-Brüder in der kleinen Käserei bei Laune. Obwohl sein altes Haus aus wenig mehr als einer Küche, dem Schlafzimmer, dem Bad, einem Stückchen Flur und einem seit Langem verriegelten Dachboden bestand, hielt es die Wärme seines Herdes und Kamins doch besser als ein größeres Haus; und je dunkler und stiller die Nächte waren, desto besser ließ es sich nachdenken und friedlich eine Pfeife rauchen. Oder Gedichte schreiben.

Denn in dieser Hinsicht hatte Romano durchaus recht: Claudio Bianchi schrieb tatsächlich Gedichte, zu höchst unregelmäßigen Gelegenheiten während seines einsiedlerischen Bauernalltags in der Zehe des Italienischen Stiefels. Nur wenige seiner Bekannten – Romano wiederum die Ausnahme – wussten, dass er das Gymnasium abgeschlossen hatte, ehe er zu arbeiten anfang; oder dass er, ungeachtet beider Umstände, nie seine Kindheitsliebe zu Gedichten eingebüßt hatte, die er mit der Zeit auch nachzuahmen begann. Das war kein Gegenstand von Eitelkeit für ihn, von Phantasien literarischen Ruhms: Es bereitete ihm schlichtweg Freude, Wörter aneinanderzureihen, genau wie er im Frühjahr seine Sämlinge setzte, und sie hinterher zu kosten, wie er frische, junge Winterzwiebeln und reife Tomaten kostete oder Minze und Knoblauch an seinen Händen roch. Er war nie der Ansicht, dass seine Gedichte von etwas Bestimmtem handelten: Sie kamen, wie es ihnen beliebte, und manchmal spiegelten sie wider, was er den Tag über berührt und gedacht hatte – manchmal wurden sie zu seiner Überraschung aber auch Visionen der Tage und Nächte, welche sein Vater erlebt haben mochte oder Romano oder gar Cianellis alternder Bulle. Oftmals murmelte er die Ahnung eines Gedichts vor sich hin, während er den Studebaker oder seinen Traktor reparierte, den Stall strich oder zum

Abendessen rote Chilis zu den Auberginen in die Pfanne gab. Sie kamen, wie es ihnen beliebte, und wenn eines vollendet war, dann wusste er es. Häufig meinte er, dass nichts sonst je wirklich einen Abschluss fand; es gab immer etwas hinzuzufügen, zu reparieren oder zu verbessern, bis es richtig war. Aber wenn ein Gedicht fertig war, war es fertig. Darin lag Befriedigung.

Genau wie darin, in diesem alten Haus am Ende der ungepflasterten Straße zu wohnen und ein Leben zu führen, das man, wie er sich sehr wohl bewusst war, auch im neunzehnten Jahrhundert hätte führen können, abgesehen vielleicht vom Strom, dem Benzin und dem Telefon, das er oft wochenlang nicht benutzte. Gelegentlich, wenn der Empfang nicht gerade wieder zu unzuverlässig war, sah er Nachrichten auf dem kleinen Fernseher, den er als Bezahlung von einem Nachbarn dafür angenommen hatte, dass er dessen schwarze Schweine (zu Besuch bei seinem eigenen halben Dutzend) wieder eingefangen und das Loch im Zaun repariert hatte, durch das sie entwischt waren. Er konnte sich nicht mehr erinnern, wann er zuletzt einen Film gesehen hatte, geschweige denn einen Arzt; und wenn er bei der Arbeit piffte, dann eher eine albertümliche neapolitanische *canzone* als Opernarien. Seine Zähne waren in bester Verfassung; sein Haar schnitt er in aller Regel selbst, ebenso wie er seine

Kleider wusch und stopfte und seine bescheidenen Kochkünste durchaus genoss. Er hatte seine Erfahrung mit Leid gesammelt, erinnerte sich an Zeiten der Freude und hoffte inständig – insoweit er überhaupt auf etwas anderes als das angebrachte Verhältnis von Sonne und Regen hoffte –, niemals wieder einem dieser beiden alten Ärgernisse zu begegnen. Hätte man ihn danach gefragt, so hätte er gebrummelt: »*Sono contento*«, insofern ihm denn eine solche Einmischung eine Antwort wert gewesen wäre.

Das Universum und Claudio Bianchi waren lange übereingekommen, einander in Ruhe zu lassen; und er war dankbar dafür, denn er wusste sehr wohl, wie selten so ein Handel war und wie selten er auch eingehalten wurde. Und wenn er irgendwelche Klagen hatte, dann stellte er sicher, dass weder das Universum noch er selbst je davon erfuhren.

Am Morgen nach Romanos Besuch – er hatte ansonsten nur wenige regelmäßige Gäste, abgesehen von dem einzigen örtlichen Polizisten, *Tenente* Esposito, der kurz vor dem Ruhestand war und manchmal unangekündigt auf einen Kaffee mit einem Schuss Grappa vorbeikam, um sich zwei Stunden über seine erwachsenen Kinder auszulassen – trat Bianchi in einen sonnigen, frostigen Morgen hinaus. *Die amerikanischen Wissenschaftler haben recht, etwas verändert sich.* Er war fest entschlossen, den Schnitt seiner anfälligen Reben zu beenden, ehe der Scirocco aus Afrika blies und die Pflanzen mit seiner trügerischen Wärme täuschte. Ein eisiger Wind strich ihm über die Wange; *spät, der hätte deutlich vor der Morgendämmerung wehen sollen.* Er hielt nach Cherubino Ausschau und war gelinde überrascht, dass der Ziegenbock – ein viel aggressiverer Wachposten als Garibaldi – ihn nicht schon herausfordernd an der Tür begrüßte. Dann bückte er sich, um den schwarze Kater Mezzanotte hinter den Ohren zu kraulen. Während er sich wieder auf-

richtete und in seine abgewetzte, heiß geliebte Lederjacke schlüpfte, dachte er: *In dem Kleidungsstück steckt ein Gedicht*. Genüsslich streckte er die Arme aus, gähnte, kratzte sich den struppigen Nacken und sah das Einhorn in seinem Weingarten.

Cherubino stand ein wenig abseits und schien in der Pose eines hingebungsvollen Messdieners erstarrt: den Kopf gesenkt, die Vorderbeine vor sich auf der Erde ausgestreckt, wie Bianchi den alten Ziegenbock noch nie gesehen hatte. Das Einhorn ignorierte ihn in höflicher Manier und bewegte sich mit bemerkenswerter Umsicht zwischen den zerbrechlichen Rebstöcken, ohne sie je zu berühren, und knabberte an den wenigen Kräutern, die es auf dem kalten Boden fand. Es war von einem goldenen Weiß, obschon seine Mähne und sein langer Schweif – der wie ein Löwenschweif in einer Quaste endete – etwas dunkler waren, ebenso das Horn auf der hohen, seidigen Stirn.

Als Bianchi es anstarrte, schaute es auf und begegnete seinem Blick mit Augen, die dunkel, aber nicht schwarz waren: eher wie die Finsternis eines Nadelwaldes bei Mondschein. Es zeigte keine Angst vor ihm, selbst dann nicht, als er den ersten langsamen Schritt auf es zutrat; doch als er fragte: »Was willst du?« – oder zu fragen versuchte, denn die Worte verließen nie seinen Mund –, war das Einhorn fort, als wäre es niemals da gewesen. Tat-

sächlich hätte er es für ein Trugbild gehalten, wenn Cherubino, wie alle Ziegen Anarchist und Atheist, nicht noch geraume Zeit dort gekniet hätte, ehe er sich wieder aufrichtete, schüttelte, Bianchi kurz ansah und von dannen spazierte. Da erkannte Bianchi die Wahrheit und setzte sich hin.

Bis zum Nachmittag verharrte er fast völlig reglos auf seiner Schwelle, wies seinen Gedanken keine klare Richtung oder Gestalt, wiederholte einfach nur für sich im Geiste die Vision, wieder und wieder, wie er es für gewöhnlich tat, wenn er eins seiner Gedichte formte. Garibaldi, der das Einhorn anscheinend nicht einmal bemerkt hatte, kam herbei und drückte ihm die Schnauze an die Wange, und Mezzanotte und Sophia schmiegteten sich abwechselnd in seine Hände, jedoch eher auf Behaglichkeit denn auf Liebkosungen aus. Bianchi reagierte wie immer, allerdings ohne mit ihnen zu reden oder sie anzusehen. Die Sonne begann schon hinter dem Aspromonte-Massiv zu versinken, als er aufstand und in den Weingarten ging.

Er nahm nicht die Rebschere mit, sondern starrte bloß eine Weile – nicht lange – auf die zarten, gespaltenen Hufspuren in der noch halb gefrorenen Erde. Dann ging er zurück ins Haus und schloss die Tür hinter sich.

Auf distanzierte Art und Weise war ihm bewusst, dass er den ganzen Tag rein gar nichts gegessen

hatte, doch verspürte er nicht den geringsten Hunger; genauso beiläufig erwog er, die Flasche Melissa Gaglioppo aufzumachen, die er seit fast einem Jahr für einen nicht näher definierten Anlass aufbewahrte. Stattdessen tat er die ganze Nacht nichts, als an seinem wackligen Küchentisch zu sitzen, der ihm als Arbeitsplatz diente, und über das zu schreiben, was er bei Sonnenaufgang gesehen hatte. Es war weder ein Gedicht, sofern er das beurteilen konnte, noch eine Form von Tagebucheintrag, auch kein Brief, wenn er denn jemanden zum Schreiben gehabt hätte. Es war, was immer es war, und er blieb daran und dabei, bis Garibaldi an der Tür kratzend um Einlass bat und ihn nach Hause führte, von wo immer er und das Einhorn gerade verweilt hatten. Er legte sich auf sein Bett, schlief keine Minute; und erhob sich schließlich, um im Unterhemd in der offenen Tür zu stehen und auf sein stoppeliges Stückchen Land hinauszusehen, nichtig mit den bloßen Händen aus der Erde gekratzt.

Nicht viel für siebenundvierzig Jahre, Bianchi. Du hast dieses Fleckchen all die Zeit unter dir wegschmelzen lassen. Wenn du nicht mehr bist, wird es vollständig mit der Erde verschmelzen, und wer wird dann noch wissen, dass es dich je gegeben hat?

Der Mond war untergegangen, doch seine Abwesenheit ließ den Himmel nur noch heller wirken, dicht verkrustet von einer unvertraut großen Ster-

nenzahl. Das Einhorn war in seinem Melonenbeet, und Cherubino war wieder bei ihm, diesmal nahe genug, dass sich ihre Nasen hätten berühren können. Der kurze Ziegenschwanz wackelte im Kreis, wie er es sonst nur in jenen seltenen Momenten der Freude über etwas anderes als Essen tat. Dass Cherubino es mit derselben Vorsicht wie das Einhorn vermied, die verletzlichen Ranken zu zertrampeln, erstaunte Bianchi fast mehr als die helle Erscheinung selbst, die anmutig zwischen den Umrissen der Melonen einherschritt, welche er getreulich für die Rehe pflanzte, aus Dank, dass sie seine Tomaten in Frieden ließen. Er wagte es kaum, das Einhorn direkt anzuschauen, bis es sachte mit einem Vorderhuf aufstampfte, als wollte es seine Aufmerksamkeit erregen. Es war das einzige Geräusch in der Nacht.

Ein zweites Mal fragte Bianchi: »Was willst du von mir? Bist du hier, um mir etwas zu sagen?« Das Einhorn schaute ihm bloß ruhig entgegen. Bianchi räusperte sich angestrengt, dann brachte er schließlich hervor: »Werde ich sterben?«

Das Einhorn gab keine Antwort, doch Cherubino stieß ein kurzes Meckern aus, wie um zu sagen: »Und *mich* hier alleinlassen, der Gnade von Wölfen und Wetter ausgeliefert, ohne irgendwas, das mich mit seinen frischen Knospen in Versuchung führt? Das will ich doch wirklich nicht hoffen!« Das Einhorn schaute den Ziegenbock von der

Seite an, und ein rasches Sternenglitzern spielte in seinen dunklen Augen. Hätte Bianchi sich vorstellen können, dass Einhörner diese besondere menschliche Eigenschaft teilten, so hätte er es wohl für einen Anflug von Humor gehalten.

Wie zuvor einen achtsamen Schritt vor den nächsten setzend trat Bianchi auf es zu. Er sprach, etwas deutlicher nun: »Wenn ich sterben soll, dann muss ich ein paar Vorkehrungen für die Tiere treffen. Bitte sag es mir.«

Das Einhorn begegnete noch einmal direkt seinem Blick und verschwand dann so flink, dass Bianchi es mit genügend Zeit und Überzeugung für ein Spiel von Sternenlicht und Schatten gehalten hätte, wäre da nicht der einsame Nachhall eines Hufs auf Stein gewesen. Er blieb alleine mit Cherubino zurück, der ihn mit seinen geschlitzten, gelben Augen abschätzig studierte und sich dann anschickte, die verschrumpelten Melonenschalen zu fressen. »*Malocchio*, du weißt genau, was du gesehen hast«, sagte Bianchi und scheuchte ihn aus dem Beet.

Das Einhorn aber kehrte noch am selben Tag wieder. Bianchi sah es, als er die letzten Äpfel aufsammete, um sie zu zerstampfen und zu trocknen; mit dem Timothee-Heu von letztem Sommer würde das Futter den Kühen den ganzen Winter reichen. Fast schien es, als liefe das Einhorn die

Grenzen seines Grundstücks ab, um sie instinktiv zu erfassen, ja zu vermessen, aus einem Grund, den Bianchi sich nicht erklären konnte. Es zeigte keinerlei Furcht oder Scheu: weder kam es aus freien Stücken näher als sechs oder sieben Meter heran, noch schoss es im Handumdrehen davon, wenn er auf es zutrat oder zu ihm sprach. Seine Schönheit traf Bianchi wie ein Schlag, selbst wenn er es nicht direkt anschaute; wenn er ihm den Rücken zuwandte, war sich sein Körper nach wie vor der Nähe des Einhorns bewusst – und es war kein gänzlich angenehmes Gefühl.

Als er an diesem Abend zu Bett ging, träumte er nicht von dem Einhorn, noch weckte ihn Garibaldi. Er brauchte die gespaltenen Spuren vor seiner Tür am nächsten Morgen nicht zu sehen, um zu wissen, dass das Einhorn da gewesen war.

Von diesem Tage an blieb es eine konstante Präsenz auf seinem Land, ob er nun einen Blick darauf erhaschte oder nicht. Garibaldi akzeptierte es vom ersten Tag an, obschon er zu alt und zu träge war, ihm so ehrerbietig wie Cherubino die Aufwartung zu machen. Sophia, Mezzanotte und selbst Dritte Katze – die ungezähmte, beinahe wilde, deren wahren Namen er nie herausgefunden hatte, wie man das bei Katzen tun muss – folgten dem Einhorn derweil wie wachsame Kinder in sicherer Entfernung. Die Schweine fraßen, schnüffelten und grunzten

und versuchten noch einmal ihr Glück mit dem Zaun; lediglich den drei Kühen, die er jeden Tag an die frische Luft führte, damit sie in der Kälte grasen und Dung geben konnten, schien der Anblick des fremden Besuchers durchweg unbehaglich zu sein. Sie traten nervös mit den Hufen auf und trampelten ungelentk davon, wann immer ihnen das Einhorn zu nahe kam. Dieses seinerseits nahm nicht die geringste Notiz von ihnen und hatte unverkennbar grundlegend andere Dinge im Sinn. Bianchis zugegebene totale Ahnungslosigkeit, worum es sich dabei handeln mochte, wurde ihm nicht leichter durch den Verdacht, dass der Ziegenbock Cherubino es wusste.

Paradoxerweise – oder vielleicht auch nicht – ließ diese Frustration ihn mit einer wilden, nie zuvor erlebten Energie Gedichte schreiben. Nicht all diese Gedichte waren direkt über das Einhorn; nicht einmal dann, wenn er an seinem kleinen Küchentisch saß und das Horn wie ein Glühwürmchen zwischen den kahlen Apfelbäumen schimmern sah oder auf einem fernen Hang am Rande seines Grundstücks. Er schrieb aus der Perspektive Cherubinos oder Dritter Katze oder einer vorüberziehenden Wolke oder der Wintererde selbst, die sich unter dem sanften Druck der gespaltenen Hufe erwärmte.

Im Gegensatz zu seiner üblichen Arbeitsweise, die mit mühsamen Streichungen, Gekritzel zwi-

schen den Zeilen, wiederholten Neuanfängen und der sturen, geduldigen Suche nach besseren Worten einherging, schrieb er diese Gedichte ohne einen einzigen Blick zurück – oftmals gar ohne einen zweiten Lesedurchgang. Jedes, das er abschloss, legte er zu den anderen in einen klapprigen Schultisch, den er mit dem Haus geerbt hatte. Er gab ihnen keine Titel; den Nutzen darin hatte er nie gesehen. Wenn einem ein Gedicht nicht auf den ersten Blick sagte, worum es ging, dann bedurfte es nach Ansicht Claudio Bianchis mehr Hilfe, als ein solches Etikett zu bieten hatte.



Das untypisch kalte Wetter setzte sich fort, und Bianchi war nicht der Einzige, der sich darüber beschwerte. Michaelis' Touristen, in der Regel mehr Wanderer als Skifahrer, sahen die Berichte im Fernsehen und stornierten gleich busweise ihre lange getätigten Reservierungen. Dies wiederum schmälerte in beträchtlichem Maße die Profite Dallesandros, des örtlichen Weinhändlers; Domenicos, des Metzgers und Klempners; Rossis, des Friseurs; Broglios, des Bäckers; und sogar die Leonora Venuccis – altehrwürdige Wahrsagerin, Handleserin, Allgemeinmedium und respektierte Rundum-Sibylle.

Die Regenfälle begannen früh in diesem Winter und fielen so heftig aus, dass Romano Muscaris blauer Lieferwagen es manchmal nicht mehr die gewundene, unbefestigte Straße hinauf schaffte, um Bianchi seine belanglose Post zuzustellen. Wenn er die Reise denn bewältigte, versicherte Bianchi ihm stets überdeutlich, wie dankbar er war, wenn er von ihrem regelmäßigen Plausch verschont blieb. »Du hast schon zu viel geredet, als du noch ein dürrer kleiner *ragazzo* warst, und mit den Jahren ist es nur schlimmer geworden. Wenn du erst in meinem Alter bist – sofern dich niemand vorher erwürgt –, wirst du so unmöglich wie dein Vater sein, Gott hab ihn selig. Der Mann verstand es wenigstens gelegentlich mal still zu sein.«

Dann schenkte ihm Romano ein freches Grinsen und nahm sich sogar heraus, ihn in die Schulter zu knuffen. »Läuft wohl nicht mit den Gedichten, *non è vero?*«

»Ich hab dir schon gesagt, ich schreibe keine Gedichte. Jetzt geh und nimm diese Hundemahlzeit von Post wieder mit – und verschwende nicht länger deine Zeit und meine damit, mir Reiseprospekte zu bringen, oder Werbung dafür, wie am besten abnimmt, reich wird oder mit seinem neuen Vermögen Grundstücke in Spanien kauft. Und sei vorsichtig auf dem Rückweg mit deinen abgefahrenen Reifen, *ascoltami*.«

»Würdest du mich etwa vermissen? Ein bisschen betrübt sein? Würde es dir wenigstens eine klitzekleine Unannehmlichkeit bereiten?«

»Geh jetzt.«

Das Einhorn war nie zu sehen, wenn der junge Postbote Bianchi besuchte; und bei all dem Regen fiel Romano auch nie auf, dass die gespaltenen Abdrücke in der Nähe seines üblichen Parkplatzes zu klein und zu sauber waren, um von einer Kuh zu stammen. Die Gedichte flossen weiter, so stetig und eigentümlich wie die Regengüsse; und gelegentlich gestand Bianchi sich ein, dass er manchmal fast – aber nur fast – versucht war, Romano ein paar davon zu zeigen oder vorzulesen. Doch dies würde unweigerlich bedeuten, die Existenz des Einhorns zu enthüllen – seine Gedichte waren weder symbolisch noch metaphorisch –, und das wollte Bianchi nicht, für niemanden. Dieses Geschöpf war aus freien Stücken zu ihm gekommen, und die Gründe, weshalb es sich seinen heruntergewirtschafteten Hof ausgesucht hatte, kannte nur es selbst. Wenn es sich irgendjemandem sonst hätte zeigen wollen, dann hätte es das getan. Er hatte kein Recht, Entscheidungen für ein solches Wesen zu treffen, gerade so als ob es eine Rebe wäre, die man beschnitt, ein Baum, den man verpflanzte, ein Hund, den man einschläfern ließ, wenn er zu alt für die Jagd wurde. Und außerdem ... außerdem ...

... war es *sein* Einhorn, niemandes sonst. Eine Weile kämpfte er bitterlich gegen dieses persönliche Eingeständnis an, denn er wusste nur zu gut, was es über ihn sagte. Doch Claudio Bianchi war ein ehrlicher Single – *eine lange Zeit nun schon, und das Beste für uns beide* – und niemandem außer sich selbst Rechenschaft schuldig. Sein Ehrgefühl war sein eigenes; und wenn er wusste, dass seine Gefühle zutiefst selbstsüchtig und beschämend waren, dann wusste er es wenigstens und hatte kein Verlangen, sich etwas vorzumachen. *Ist es das, was mich die Gedichte schreiben lässt? Vielleicht schon.*

Merkwürdigerweise sah er das Einhorn bei Regen sogar häufiger und auch näher, wobei es nie auf Schutz vor Kälte, Nässe oder Wind aus schien. Er hatte allerdings den Eindruck, als ob es nun zielgerichteter vorginge, auch wenn er nicht genau hätte sagen können, was er damit meinte; als ob es seine Suche – wenn es denn eine war – auf einige bestimmte Ecken seines Grundstücks eingrenzte: auf den kleinen Apfelgarten und auf eine weite, sanfte Senke in Sichtweite des Hauses, in der sich bei Wetter wie diesem immer das Wasser sammelte. Er hatte es dort mehr als einmal mit Kartoffeln und verschiedenen Rübensorten versucht, sie aber verlässlich an die Fäule verloren, ungeachtet des teilweisen Schutzes durch einen Überhang von Erde, der von Gras und den bloßgelegten Wurzeln eines

sterbenden Kastanienbaums an Ort und Stelle gehalten wurde.

Immer wieder kehrte das Einhorn an diese beiden Orte zurück, senkte den Kopf, als ob es am Erdreich selbst röche, und prüfte seine Festigkeit mit dem Vorderhuf, ja stupste die Kastanie sogar aus keinem Bianchi ersichtlichen Grund mit dem Horn. Zweimal diesen Winter fing er sich eine Erkältung ein bei dem Versuch, dem Einhorn über sein Grundstück zu folgen und vor allem den Zweck seiner Wanderschaft zu begreifen. »*Dein Land nun*«, sagte er in einem Gedicht.

*Dein Land, wer mag es bezweifeln?
wenn du alle dir gestohlenen Länder
zurückverlangst
von jenen, die Schönheit einzig zu stehlen vermögen
nimm es nun von mir zurück
nimm alles zurück ...*

Cherubino, der ihn als Jünger unter Gleichen annahm, leistete ihm häufig Gesellschaft, wie Garibaldi es in jungen Tagen vielleicht getan hätte, und stieß Bianchi oft mit seinem eigenen gehörnten Kopf, wenn dieser einmal verloren auf einem schlammigen Pfad innehielt. Bianchi fand dieses Verhalten bei einem so eigensinnigen Tier wie Cherubino etwas nervenaufreibend, aber wenn so vieles

sich derart schnell veränderte, weshalb dann nicht auch ein Ziegenbock? *Was das angeht: Wieso sollten meine Kühe nach zehntausend Jahren der Zucht aus ihren wilden Ahnen – bloß um geschlachtet und verspeist zu werden, Pflüge zu ziehen und Milch für gleichfalls zu schlachtende Kälber zu geben – in einem Einhorn irgendetwas anderes sehen als die schmerzhafteste Erinnerung an ihre verlorene Freiheit? Genau wie ich, genau wie ich, davon handeln doch all die neuen Gedichte, und vielleicht auch alle anderen, vorher schon, von Anfang an. Natürlich ist es nicht dasselbe, aber irgendwie doch.*

Das Einhorn mied ihn nicht, kam allerdings auch nicht näher als bisher, selbst wenn er absolut still stand und seinen Geist so gut es ging von allen Gedanken befreite, ob an Gedichte, Landwirtschaft, den Regen, das Abendessen oder an eine Schönheit, die ihm tiefer ins Herz stach als jeder ihm bekannte Schmerz. Hin und wieder, ohne jede Warnung oder Absicht, schien sich alles in ihm völlig auf das leuchtende Horn zu konzentrieren, als ob das Einhorn und alles um es herum – nicht bloß seine paar Hektar Land, sondern ebenso die fernen Berge und das Touristenmeer – an diesem einen, hellen, scharfen Punkt des Universums zusammenliefen. Er starrte es an, bis seine Augen schmerzten und tränten und sein Schädel dröhnte, sodass er stets zurück ins Haus gehen und sich hinlegen musste. *Ich bin zu alt für Erscheinungen. Was willst du mit mir?*